Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 8 (1988)
Heft: 16

Artikel: Die Frauenforschung als Kritik der Soziologie?
Autor: Meier, Rosmarie A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-652551

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kussionsperspektive „von unten" wiedergewonnen, die als theoriepolitische Ausrichtung in den Sozialwissenschaften allerdings selbst„marginalisiert" ist. Ein Faktum, das – wie ein aufmerksamer Soziologe resümierte – in Anbetracht einer fortgeschrittenen Bürokratisierung der Forschung, einer staatlich und von industrieller Seite finanzierten und gesteuerten Prioritätensetzung, eines sozialtechnologischen Wissenschaftsmanagement und sich abkapselnder „Forschungs-Cliquen" (C.W.Mills) nicht weiter überrascht. Das wäre ja Gegenstand einer politischen Soziologie der Wissenschaftsentwicklung, die als integrativer Bestandteil der „Gefahrentechnokratie" (U.Beck) unter den herrschenden institutionellen Bedingungen Selbstaufklärungsarbeit ignorieren würde.

P.F.

Die Frauenforschung als Kritik der Soziologie?

„‚Wir haben versagt', hängt als Glocke auch über diesem Kongress", rief ein empörter Zuhörer, der den formalmethodischen Diskurs über die Gentechnologie nicht mehr ertrug. *W. van den Daele* (Bielefeld) hatte in seinem Referat „Risikostrategien und Gefahrenbegriffe in der politischen Diskussion um die Gentechnologie" gleich am Anfang klar gemacht, dass er sich jeglicher Wertung enthalten möchte, und sich auf eine Analyse und Kritik des Risikobegriffs konzentriert. *H. Hönigsberger* (Heidelberg) wollte mit seinem Referat „Öffentliche Debatten und politische Entscheidung über Genforschung — Zur Rehabilitierung von Laienlogik" den Problembereich zuerst mal „orten" und „präzis festlegen". Ihm ging es um eine Analyse der Entscheidungsstrukturen. Sein Referat, mit einem wahrlich inflationären Gebrauch von Fremdwörtern vorgetragen, raffte denn auch das bis zu diesem Zeitpunkt noch bewahrte Wohlwollen hinweg. Schon der Titel „Risiken und Chancen" weise auf einen buchhalterischen Ansatz hin, frotzelte ein weiterer Zuhörer. Er hatte recht. Man hätte ebensogut über das Auf und Ab der Börsenkurse diskutieren können.

Die aktuellen Themen Gentechnologie und Reproduktionsmedizin, von denen Frauen in überdurchschnittlichem Mass betroffen sind, wurden ausschliesslich von Männern abgehandelt. Die Frauen sassen im Publikum. Einige von ihnen haben anschliessend die für die Soziologie relevanten Fragen zu diesen Themen auf den Punkt gebracht. Beispielsweise: Was für Einflüsse hat die Reproduktionsmedizin auf (familiäre) Beziehungsstrukturen? Oder: Weitet die Medizin mittels der Gentechnologie ihre soziale Kontrolle aus? Oder: Weshalb fehlt der Begriff der Herrschaft in der Diskussion um die Gentechnologie? Oder: Zunehmende Abhängigkeit der Dritten Welt von den Industrienationen durch gentechnologische Entwicklungen?

Die daraufhin heftig geführten Diskussionen waren am Soziologiekongress selten. Die zunehmende Polarisierung von Meinungen und (Wissenschafts)-Haltungen liegt aber mit steigender Dringlichkeit der Themen in der Luft: Die einen steigen aus, weil sie die betonte Sachlichkeit der andern, die zuerst alles prüfen, orten, definieren müssen, schlicht und einfach nicht mehr ertragen. Die andern bestehen gelassen auf dem, was sie wissenschaftlich nennen.

Drei *Tendenzen* des wissenschaftlichen Habitus sind am Soziologenkongress besonders aufgefallen:

1. Die Verakademisierung von sozialen Problemen betreibt deren Entpolitisierung. Neben der Unterschlagung bestimmter sozialer Fragen (indem man nicht darüber

spricht), versteht es die universitäre Soziologie hervorragend, ein aktuelles Thema mit einer akademischen Sprache dermassen zu verfremden, dass die eigentliche Brisanz verlorengeht. Die sprachliche Versachlichung erreicht vor allem eines: dass einem die Emotionalitäten abhanden kommen.

2. Abstrahierung von der eigenen sozialen Stellung und Person: Was *K. Ley* explizit als notwendige Ausgangslage von relevanter Forschung nennt, nämlich Selbstreflexion im Sinne etwa von Bewusstsein der eigenen sozialen Herkunft oder der Beeinflussung durch die Gruppen, denen man sich zugehörig fühlt usw., wird von vielen Forschenden ausgeklammert. Von verschiedenen Seiten war zu hören, dass sich da und dort ein *„Mittelschichtsbias"* eingeschlichen habe. Die allen SoziologInnen bekannte Tatsache, dass soziale Konzepte (Normen, Werte, Vorurteile etc. hauptsächlich vermittelt durch die Sozialisation) Wahrnehmung und Interpretation der Umwelt sowie das Handeln beeinflussen, wenden viele nicht auf ihre theoretische und empirische Arbeit an. Die Frage aber, *wie* Theoriebildung zustandekommt, ist eine elementare und entscheidende Ausgangsfrage der Soziologie. Während des Kongresses habe ich mich des öfteren gefragt, was alles eigentlich soziologisch legitimiert werden kann: der Abschied vom Klassen- und Schichtbegriff zum Beispiel? Oder die eigene politische Abstinenz? Die Unerheblichkeit und Irrelevanz der Forschungsergebnisse?

3. Das Fehlen der aktuellen Realitätsbezogenheit führt zur Historisierung der Problemstellungen. *R. König*, der über „Kulturkonflikte in sozialen Extremsituationen: Das Exil" sprach, beschrieb auf eine sehr persönliche Art seine Erfahrungen in der Schweiz, in der er nach seiner Flucht aus Deutschland von 1938 bis 1948 gelebt hatte. „Viele gehen im Exil kaputt", sagte der fast 80jährige Soziologe. Was ihm nicht gelungen ist (oder was er nicht wollte): eine Beschreibung der damaligen schweizerischen Flüchtlingspolitik zu machen, geschweige auch nur ein einziges Wort zur Problematik der *heutigen* Flüchtlinge und Asylsuchenden zu sagen. Am gleichen Abend hörte ich in den Nachrichten, dass in Zürich vier Personen in einen Hungerstreik getreten sind, um einen kurdischen Flüchtling vor der Ausschaffung zu retten.

   Auch der symbolische Einbruch der Schweizer Asyl-Realität in die Aula am nächsten Tag hat nichts ausgelöst, obschon *R. Levy* (Lausanne) versuchte, Stichworte in die Runde zu werfen: Der J-Stempel von damals sei der R-Stempel von heute, der Buchstabe habe sich geändert, weniger die Verhältnisse.

*

Wie steht es mit der soziologischen Theoriebildung aus Frauenperspektive? Welches sind die Themen der neueren Frauenforschung? Trotz unübersehbarer Tendenz zur Historisierung des Forschungszugangs gelang es einigen Referentinnen durch provokative Themen innovative Methodenvorschläge sowie interessante theoretische Ansätze den Fortgang engagierter Frauenforschung zu markieren.

K. Ley (Bern) beschäftigte sich mit der „Selbstthematisierung und Selbstreflexion in der soziologischen Frauenforschung". Ley versteht Frauenforschung als Gesellschafts- *und* Wissenschaftskritik. Um etablierte Denkstrukturen aufbrechen zu können, müsse man sich zuerst darauf einlassen. Ihr Vorschlag für Forschungsmethoden, die die eigene Subjektivität als Erkenntnisinstrument (des Widersprüchlichen, Verborgenen) miteinbeziehen, greift auf Techniken der Psychoanalyse zurück, um die unbewussten Mechanis-

men aufzudecken.

Diese ethnopsychoanalytische Methode, die derzeit ein wenig modisch und mit viel Prestige gehandelt wird, hat *M. Nadig* (Zürich) in ihrer Fallstudie von Pfäffikon praktiziert und darüber erste Resultate vorgelegt. Zur Erforschung der „Frauenkultur" ist diese Methode für Nadig und drei andere Forscherinnen der geeignete Zugang, um die Involviertheit in gesellschaftliche Institutionen oder Widerstandsstrategien zu benennen.

Offen bleibt nach diesem Referat, ob bei der sozio-ethnopsychoanalytischen Herangehensweise nicht die Gefahr besteht, dass die Forscherinnen in einer „narzisstischen Selbstreferenzialität" (Staub-Bernasconi) empirisch ausweisen, was sie ohnehin vage wussten, bzw. finden, was sie gesucht haben. Die Übernahme der psychoanalytischen Begriffe „Übertragung und Gegenübertragung" in die soziologische Feldforschung lässt Probleme vermuten, die wenig diskutiert werden. In den Vordergrund rückt, so scheint es, ein exotischer Selbsterfahrungsprozess unter Forscherinnen und „Analysierten" statt Berufssituation, soziale Herkunft und politische Einstellungen unter Frauen in Form von klaren Unterscheidungen exakt zu beschreiben.

Unter dem Obertitel „Kultur — weiblich/männlich?" referierte die Marburgerin *U. Prokop*. In ihrem Vortrag „Veränderung der Geschlechtsrollen im 18. Jahrhundert" setzte sie sich mit den geschlechtsspezifischen Stereotypen in Rousseaus Werken auseinander, mit denen sich Männer wie Frauen bis heute zu identifizieren vermögen. Weibliche Allmacht und weibliche Unschuld — diese Polarität im Frauenbild durchzieht das ganze Werk Rousseaus: Der Mann ist der Frau hilflos ausgeliefert, deshalb muss er sie sich verfügbar machen. Die Vorstellungen von Mann und Frau werden in dieser Zeit immer stärker auseinanderdividiert. Dem Mann werden Ratio und Sprache, der Frau Emotionalität und Bild zugesprochen. Mit ihrer Deutung der unbewussten Anteile in Rousseaus Werken wählte auch Prokop einen rein psychoanalytischen Zugang.

C. Honegger (Frankfurt) behandelte in ihrem Referat „Weiblichkeit als Kulturform — Zur Codierung des Geschlechts in der Moderne" Fragen wie: Ist weibliche Kultur Herzenskultur? Ist die Gelehrtenkultur männlich, und gehören die Frauen zur Volkskultur? Hat es eine genuin weibliche Kultur schon immer gegeben, und ist diese irgendwann unterdrückt, verdrängt worden? In einer historischen Analyse des Kultur- und Geschlechtsbegriffs sollten diese als jeweiliges Produkt der Dialektik von Alltagswissen und Szientifizierung wie von Politik und Moral untersucht werden. So wurden die Frauen nicht nur verschiedentlich aus der Kultur ausgeschlossen (eben je nach vorherrschender Ideologie oder dem Stand der Wissenschaft), das Weib wurde auch *entdeckt*, nämlich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als die Hochblüte der Anatomie erreicht war, die die Grundlage zu psycho-physiologischen Annahmen darstellte: danach hatten die Frauen einen *Sonder*leib, eine *Sonder*moral und eine *Sonder*kultur.

Schade, dass Claudia Honegger am Schluss nur noch kurz den Bogen zur heutigen Frauenbewegung gezogen hat, wo die Ideologisierung der Mütterlichkeit bekanntlich neuen Aufschwung erlebt. Auch hätte ich mir eine ausführlichere Problematisierung von Teilen der Frauenbewegung gewünscht, die sich als Basis ihrer Analysen und ihres Handelns auf eine (wie immer auch geartete) weibliche Kultur berufen.

Einen fulminanten Auftritt bescherte uns *G. Nunner-Winkler* (München), die in einem rasanten Tempo und mit sehr viel Witz und anschaulichen Beispielen aus ihren empirischen Untersuchungen die Frage ihres Referats „Gibt es eine weibliche Moral?" klar mit „Nein" beantwortete. C. Gilligans These (ihr Buch „Die andere Stimme" war vor wenigen Jahren ein Kultbuch der Frauenbewegung), Frauen nähmen eher die Perspektive der Fürsorglichkeit ein,

Männer eher die der Gerechtigkeitsethik, widerlegte sie theoretisch brillant und mit eindrücklichen Daten aus ihren eigenen Untersuchungen.

*

Verschiedene andere Themen, die von Soziologinnen behandelt wurden, kann ich hier nur noch kurz erwähnen: Die Engländerin *J. Lewis* versuchte eine feministische Analyse der Wohlfahrtspolitik M. Thatchers, die Frauen nicht nur in die Abhängigkeit treibt, sondern zunehmend verarmen lässt. Dieser Vortrag war für mich ein Beispiel aktueller Soziologie, wie man es in der Schweiz auch machen könnte: auch die „neuen Armen" in der Schweiz sind zum grossen Teil Frauen. *R. Becker-Schmidt* (Hannover) kritisierte in ihrem komplexen und ausgezeichneten Vortrag „Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus" die Konzeptualisierung vom Männlichen und Weiblichen bei Horkheimer und Adorno. *E. Cyba* (Wien) wies in ihrem Vortrag auf die Eindimensionalität der Ungleichheitsforschung hin, die bestimmte Lebensbereiche der Ungleichheit, die gerade für Frauen zentral sind, wie etwa die Ungleichheit in der Arbeits- und Zeitaufteilung, vernachlässigt. Vielmehr sollte exakt herausgearbeitet werden, wo die Benachteiligung der Frauen eher generell ist (z.B. in der Abtreibungsfrage oder beim Thema Vergewaltigung in der Ehe).

I. Ostner, eine der eigenständigsten Denkerinnen innerhalb feministischer Gesellschaftstheorie, fokussierte in ihrem Referat Frauenforschung und Frauenbewegung selber: „Das Verhältnis der Frauen untereinander scheint heute das feministische Problem zu sein". Es sei immer weniger möglich, einen gemeinsamen feministischen Bezugspunkt auszumachen. Verschiedene Fraktionen wie die radikale, sozialistische, lesbische, die frühe und späte verteidigten ihren je eigenen Feminismus.

Das in meinen Augen interessante Referat hielt *S. Staub-Bernasconi* aus Zürich. „Im Schatten von Riesen — Warten auf radikale feministische Gesellschaftstheorie?" hiess ihr Vortrag. Ihre Kritik an der Begrenztheit von Frauenforschung (begrenzt in dem Sinne, dass sie sich gewisse „Binnenräume" historischer, psychischer oder frauenkultureller Art zuweisen *lässt*) führt zur Frage: Was folgt nach der Demontage der männerdominierten Wissenschaft? Wann endlich machen wir uns daran, eine feministische Gesellschaftstheorie zu entwickeln? „Auch dieser Kongress zeigt den inhaltlichen und methodologischen Rückgriff auf biographische Erfahrung, Lebenslagen und Lebenschancen, individuelle Moral-, Sprach- und Textanalyse – Kleingruppen, Betroffenheit als institutionalisierte Nahsicht! Dies im Gegensatz zum Mann als Erkunder und Besetzer der Kontraktionen und Expansionen gesellschaftlicher Produktions-, Macht- und Prestigesphären als auch Schöpfer makrokultureller Paradigmen. Der Eindruck verstärkt sich, wenn man die spärlichen Frauen zu zählen beginnt, die in makrosoziologischen und sozialpolitischen Arbeitsgruppen präsent sind". Die Fragen und die Kritik, die Staub-Bernasconi hier stellt, sind *die* relevanten Fragen, die sich nicht nur eine feministische Gesellschaftstheorie, sondern kritische Sozialwissenschaften insgesamt stellen müssen. Die Frage beispielsweise nach Machtmissbrauch durch die Instrumentalisierung von Erkenntnissen zur Unterdrückung und Ausbeutung von Menschen und Natur (vgl. die Diskussion um die Gentechnologie), die Frage also nach der Mit-Täterschaft gerade auch von Gesellschaftswissenschaften durch die Ausarbeitung bestimmter Theorien bzw. die Ausblendung einzelner Themenbereiche.

Der Ethnozentrismus, der in den 70er Jahren wesentlich von der Soziologie „entdeckt", theoretisch aufgearbeitet, empirisch überall aufgespürt wurde, fällt nun auf die Soziologie zurück. Die politischen und kulturellen Impli-

kationen dieses „Rückfalls" der Soziologie und ihrer schwerwiegenden Aufsplitterung freizulegen, kann nicht allein von der kritischen Frauenforschung geleistet werden.

Rosmarie A. Meier

Nachrufe

Iren von Moos, 1952 – 1988

Am 5. August 1988 wurde die Ethnologin Iren von Moos auf einer Forschungsreise in Peshawar/Pakistan aus bisher unbekannten Gründen ermordet. Iren von Moos beschäftigte sich seit Anfang der 70er Jahre mit Afghanistan, ab 1974 unternahm sie mehrere Reisen nach Kabul, Nuristan und ins Munjan-Tal. Diese Forschungen setzte sie nach dem Einmarsch der Roten Armee unter stark erschwerten Bedingungen fort, 1981, 1982 und 1984 hielt sie sich mehrere Monate in Peshawar, in den Nordwest-Provinzen Pakistans und im Nordosten Afghanistans auf und beschäftigte sich hier vor allem mit der Situation der Frauen in einer traditionalen islamischen Gesellschaft, die von einem zerstörerischen „modernen Krieg" heimgesucht wird. Im folgenden ein Ausschnitt aus einem 1987 für diese letzte Reise verfassten Projektentwurf.

„Während meiner langjährigen Beschäftigung mit der Thematik Afghanistan und Afghanistankonflikt hat sich meine Wahrnehmung der dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse verändert. Auf zwei wichtige Erfahrungen, die meinen jetzigen Forschungsansatz prägen, möchte ich kurz eingehen.
— Mit dem Prozess des ‚Bekanntwerdens' mit der Problematik verstärkte sich die Vielschichtigkeit der Phänomene, die Widersprüchlichkeit und die Ambivalenz der Erklärungsansätze: „Schon während eines Ereignisses beginnt der Streit darüber, was es ist", also das Verhandeln über das, was Realität ist, der Machtkampf um die Definition und die Bedeutung. Diese Möglichkeit, verschiedene Zugänge zur ‚Realität' wahrzunehmen, erschloss mir immer besser die ‚orientalische Denkweise' und hatte eine Differenzierung der ethnologischen Beobachtung zur Folge.
— Waren die ersten Reisen und Feldarbeiten getragen von der Faszination, vom Staunen über orientalische islamische Kultur und geprägt von Wohlbefinden und Gastfreundschaft, so wurden die späteren Aufenthalte zusehends gezeichnet durch die Konfrontation mit den vom Krieg veränderten Verhältnissen und Menschen. Das Aushaltenlernen von Spannungszuständen wurde zu einem zentralen Erfahrungsmoment. Ethnologischer Zugang zeichnet sich zwar aus durch ein ‚Sich-Einlassen', doch mir wurde immer klarer, dass es auch einer Fähigkeit zur Distanzierung bedarf. So erst ergeben sich die